

Alfred Erich Hoche †

Am 16. Mai 1943 ist *Alfred Erich Hoche* in seinem 78. Lebensjahre in Baden-Baden gestorben. Am Abend vorher ist ihm in einem Konzert schlecht geworden. Eine Begleitung hat er abgelehnt und ist den langen



Prof. Dr. Hoche

Weg durch seine geliebte Lichtenthaler Allee allein zurückgegangen. Dann hat er offenbar im Bett das Bewußtsein verloren und ist nicht wieder aufgewacht. Man hätte ihm keinen leichteren Tod wünschen können. Seine Frische, seine Elastizität und seine persönliche Eigenart sind ihm bis zum letzten Tage geblieben.

Hoche einen Nachruf zu schreiben wird mir nicht nur deshalb schwer, weil die durch seinen Tod in mir entstandene Wunde noch allzu frisch ist und schmerzt. Mit ihm ist eine so eigen- und einzigartige Persönlichkeit davongegangen, daß die übliche Darstellung einer Gelehrtenlaufbahn

diesmal ganz unangebracht wäre. Wollte ich nur seine Arbeiten aufzählen und bloß von dem erfolgreichen Forscher und Lehrer erzählen, so würde ich das ironische Funkeln seiner Augen sehen und eine seiner sarkastischen Bemerkungen hören. Er war etwas ganz anderes, als Professoren gewöhnlich zu sein pflegen, und wer ihn würdigen will, muß sich nicht an seine Arbeiten, sondern an seine Persönlichkeit halten. Über diese Persönlichkeit aber hat er in einer Selbstdarstellung in der *Groteschen Sammlung*, in manchen seiner formvollendeten Gedichte, in den „Jahresringen“ und schließlich, hier etwas verschleiert und vielleicht auch ein wenig mit Wunschträumen durchsetzt, im „Tagebuch eines Gefangenen“, alles, was er sagen wollte, so vorbildlich und künstlerisch und mit so klarer Selbsterkenntnis gesagt, daß sich diesem von ihm selbst gezeichneten Bilde schwer etwas hinzufügen läßt.

Die äußeren Daten sind diese: Geboren am 1. August 1865 als Sohn eines Pfarrers, in Roßleben erzogen, nach abgelegtem medizinischen Staatsexamen Assistent bei *Erb* und dann bei *Fürstner* geworden, hat sich *Hoche* mit 25 Jahren in Straßburg habilitiert und ist am 1. Oktober 1902 als Ordinarius nach Freiburg gekommen. Berufungen nach Halle und Straßburg hat er abgelehnt und ist Freiburg bis zu seinem Rücktritt (1934) und dem Schwarzwald und Baden bis zu seinem Tode treu geblieben. Bei Langemarck hat er den einzigen Sohn, vor einigen Jahren seine Frau verloren.

Schon seit dem Tode des Sohnes und noch mehr nach dem Zusammenbruch Deutschlands im November 1918 haben *Hoches* Schüler und Freunde eine deutliche Veränderung seines Wesens bemerkt. Der strahlende, sprühende, scharfsinnige Geist, die blitzschnelle Auffassungsgabe und die stets bereite Anregbarkeit, der aufrechte, eigenwillige, mutige Mann, der hinreißende Gesellschafter die waren geblieben. Im Temperament aber klangen immer mehr Molltöne durch, und die von jeher vorhandene kritische Ader hatte sich zur grundsätzlichen Skepsis verhärtet. So werden sich — wenn man von den ganz wenigen absieht, die *Hoche* auch jetzt noch an sich herankommen ließ — die Jüngeren kaum noch die sieghafte Erscheinung vorstellen können, die wir Alten vor 40 Jahren an ihm bewundert haben. Liebenswürdig und zugleich kampflustig, geistreich und unglaublich vielseitig begabt, humorvoll, sarkastisch und witzig, so hat er damals nicht bloß viele Geister bestrickt, sondern auch zahlreiche Herzen gewonnen. An beiden war ihm in den letzten Jahren wohl nur selten gelegen. Er hielt nicht viel von den Menschen. Immer mehr zog er sich auf den Genuß der Natur, auf den Umgang mit den erleuchteten Geistern aller Zeiten, auf die Musik und schließlich auf seine eigene literarische Arbeit zurück. Auch von der Wissenschaft wollte er nicht mehr allzuviel wissen. „Das ist eine Episode gewesen“, hat er mir einmal, und „ich habe diese Schublade längst zugemacht“, hat er mir 2 Jahre vor seinem Tode geschrieben.

Nun die Episode hat immerhin 40 Jahre gedauert — die letzte große klinische Arbeit über die Wechseljahre des Mannes ist 1928 erschienen —, und um den Inhalt der Schublade könnte ihn mancher beneiden. *Hoche* hat (was ihm jeder junge Psychiater nachmachen sollte) nicht mit psychiatrischen, sondern mit (übrigens sehr guten) anatomischen, physiologischen und neurologischen Arbeiten begonnen. Erst 1902 hat er mit einem bald berühmt gewordenen Referat über Epilepsie und Hysterie eine Grundfrage auch der psychiatrischen Forschung berührt, ob nämlich die körperlichen Entsprechungen mancher seelischen Störungen nicht in ganz anderen Veränderungen des Hirngeschehens gesucht werden müßten als in solchen, die sich mikroskopisch nachweisen ließen. Das bedeutete damals eine Revolution. Kurz vorher hatte *Franz Nissl* gemeint, jeder Versuch, hysterische Erscheinungen psychologisch zu erfassen, wäre grundsätzlich verfehlt; die Hysterie hätte ihre pathologische Anatomie ebensogut wie die Paralyse, mit dem einzigen Unterschied, daß man sie bis jetzt noch nicht konnte. *Hoche* aber erklärte, die Hysterie hätte nicht nur keine Anatomie, sondern sie könnte ihrer Natur nach nie eine haben. So tauchte hier — zum ersten Male nach sehr langer Zeit — das Problem der funktionell nervösen Störungen wieder auf; es ist seitdem nie mehr zur Ruhe gekommen.

Kurz nach der Übersiedlung nach Freiburg hat *Hoche* dann die Syndromenlehre aufgestellt und damit alle an feste Normen gebundenen Geister noch stärker erregt. So etwas kann man allenfalls denken, hat mir damals ein inzwischen verstorbener Psychiater gesagt, aber aussprechen, nein aussprechen darf man es nicht. In der Tat hat *Hoche* mit seinen Symptomenkomplexen wieder ein fast überall als gültig angesehenes Dogma, nämlich *Kraepelins* Lehre von den Krankheitseinheiten, unterminiert. Er hat oft erzählt, wie sehr ihm das bei der entscheidenden Tagung in München verdacht worden wäre — er hätte am Abend kaum einen Tischnachbarn gefunden. Und doch hat er recht behalten, so recht, daß nicht ganz 20 Jahre später *Kraepelin* selbst ganz ähnliche Anschauungen entwickelt hat. Die Dinge sind eben gegangen, wie sie es leider oft tun und wie *Hoche* es für seinen Fall vorausgesagt hat: zuerst allgemeine Ablehnung, dann eine Zone des Schweigens und allmählich die Äußerung ähnlicher Ansichten, zumeist ohne daß *Hoches* Name dabei erwähnt worden ist. Schließlich ist die Syndromenlehre so selbstverständlich geworden, daß von den Jüngeren kaum einer mehr einsehen wird, wieso ihrem Begründer ein Verdienst an ihr zukommen soll.

Übrigens hat *Hoche* der Entwicklung seiner Lehre vielleicht auch selber geschadet. Schon die Form, in der er sie vortrug, wurde, wie er später selbst schrieb, als ein „Angriff auf heiligste Güter“ empfunden. Die Absicht, Krankheitseinheiten aufzustellen, bedeute die Jagd nach einem Phantom, und die immer erneuten Bemühungen, diese Einheiten von einander abzugrenzen, muteten ihn an wie der Versuch, eine trübe

Flüssigkeit durch fortgesetztes Umgießen in immer neue Töpfe zu klären. Man könnte sich diese Sätze sicher verbindlicher denken, und in den Rahmen der herkömmlichen akademischen Formen haben sie auch gewiß nicht gepaßt. Aber sie waren durchaus nicht böse gemeint. „Aus zuviel Liebe hasse ich“, so hat *Hoche* selber in seinem Schlußwort zitiert. Er war von der Relativität alles Irdischen und von der Vergänglichkeit aller wissenschaftlichen Dogmen viel zu fest überzeugt, als daß er für *Kraepelins* ganz andere Art hätte Verständnis aufbringen können. *Kraepelin* hat sich stets mit seinem ganzen Wesen für seine Überzeugungen eingesetzt, ja er hat sich mit ihnen vollkommen identifiziert. Und seine Schüler haben im Bann seiner starken Persönlichkeit diese klinischen Ansichten beinahe immer für unumstößliche Wahrheiten gehalten, für unumstößlich sogar, wenn sie erst kürzlich modifiziert worden waren. *Hoche* aber hat dann von der „diesjährigen Lehrmeinung“ gesprochen. So ist ein Gegensatz entstanden, der in letzter Linie nicht ein Gegensatz der Schulen, sondern ein solcher der Persönlichkeiten gewesen ist. Man kann sich kaum zwei bedeutende Menschen denken, die verschiedener gewesen wären als diese.

Nichts kennzeichnet diesen Gegensatz und nichts erklärt auch das Schicksal der Syndromenlehre besser, als daß sich ihr Schöpfer um dieses Schicksal eigentlich nie mehr gekümmert hat. Das Ganze war eine fruchtbare Improvisation. Die unfreundliche Aufnahme, die sie fand, hat *Hoche* verblüfft, wenn auch nicht entmutigt. Aber als sich seine Gedanken langsam durchzusetzen begannen, hatte die ganze Frage für ihn jedes Interesse verloren.

Man würde *Hoches* Andenken kränken, wenn man in seinem Nachruf etwas schönfärben oder mit Rücksicht auf manche akademischen Spießer verschweigen wollte. Ich werde es also ruhig sagen: die Psychiatrie ist die große Enttäuschung seines Lebens gewesen. Schon vor 30 Jahren habe ich ihn einmal mit den Worten Richards III. geneckt: „Ich will sie haben, doch nicht lange behalten“. Damit war seine Professur gemeint, die er ohne Krieg und Inflation schon in jungen Jahren niedergelegt haben würde. 1942 aber heißt es in einem Briefe an mich: „Mir ist beim Durchblättern“ (einer neuen Auflage meines Lehrbuches) „wieder recht klar geworden, wie wenig all diese Fragen für mich immer bedeutet haben“.

Und doch wäre die Entwicklung der Psychiatrie in den letzten 40 Jahren ohne *Hoches* kritisches Eingreifen so doch vielleicht nicht möglich gewesen. Aber auch wenn er die Syndromenlehre nicht aufgestellt hätte, würde sich sein Name aus der Wissenschaft nicht fortdenken lassen. Er hat sich gelegentlich als die Bremse bezeichnet, die für die Sicherheit eines Fahrzeuges ja auch erforderlich sei, und in der Selbstdarstellung heißt es: er käme sich vor wie der Sprecher des antiken Chors, der die ohne sein Zutun ablaufenden Ereignisse

des Stückes mit allgemeinen Betrachtungen begleite; manchmal auch wie ein treuer Eckart, der bei bedenklichen Weggabungen warnend den Finger erhebe, oder wie ein ordnungsliebender Mensch, den ein starkes Bedürfnis nach intellektueller Reinlichkeit und Klarheit gelegentlich zu energischem Zugreifen veranlasse. In der Tat hat sein kritischer Geist viele allzu kühne Spekulationen im Keime erstickt, manches literarische Geschwätz zum Schweigen und manchen jungen Forscher zur Besinnung gebracht. Freilich, beliebt machen sich solche Kritiker nicht.

Wer *Hoches* Vorlesungen gehört hat, weiß: er ist ein glänzender akademischer Lehrer gewesen. Er hat nie daran gedacht, seine Vorlesungen systematisch aufzubauen, sondern sich auch hier auf seinen Reichtum an geistvollen Einfällen verlassen. Aber er brachte von *Erb* und *Fürstner* eine vorzügliche neurologische Ausbildung mit und besaß eine ungewöhnliche Gabe, nicht nur neurologische Tatbestände eindringlich und einfach auseinanderzusetzen, sondern auch seelische Zustände anderen deutlich zu machen. Dazu war *Hoche* nicht nur ein hervorragend gebildeter, sondern auch ein überaus geistreicher Mann, dem immer neue Apperçus und treffende Formulierungen gelangen; diese allein hätten genügt, aus seinen Kollegs einen großen intellektuellen Genuß für seine Hörer zu machen. Schließlich aber besaß er einen überaus scharfen klinischen Blick, der ihn manche seelischen Zustände und Vorgänge mehr eindrucksmäßig auffassen ließ, die erst viel später von anderen systematisch untersucht worden sind.

Dieser psychologischen Begabung verdanken wir bekanntlich zahlreiche geistvolle Schriften wie die über die Langeweile, über das Rechtsgefühl oder über das träumende Ich, um nur die wichtigsten herauszugreifen; wir verdanken ihr aber mehr. Im Verein mit der ihn „lebenslänglich begleitenden Neigung zur Selbstbeobachtung“ hat diese Begabung *Hoche* etwas erlaubt, was kleinere Geister besser für immer vermeiden, nämlich sich selbst zum Gegenstand einer Analyse zu machen. In den Jahresringen, in den Gedichten und im Tagebuch eines Gefangenen steht manches von den Ergebnissen, zu denen er dabei gelangt ist; manches, aber freilich sicher nicht alles. Der Zwiespalt in seinem Wesen, der von ihm selbst in so plastischer Formulierung auf die unvollkommene Vereinigung der in ihm zusammengefloßenen Erbströme zurückgeführt worden ist, hat ihn sichtlich auch daran verhindert, von sich selber alles zu sagen. Wer ihm je nahegestanden hat, kann sich denken, warum. Auch bei persönlichem Verkehr kam immer eine gewisse Scheu zum Vorschein, den andern allzu tief in sein Inneres eindringen zu lassen, und sein so häufig mißdeuteter Sarkasmus war oft nur die Maske, hinter der er seine Gefühle, das Mitleiden mit anderen und zuweilen auch eigene innere Spannungen oder sagen wir ruhig: seine nervöse Angst zu verstecken versuchte. Noch in den Jahresringen glaube ich Überbauten —

Fontane würde sagen: Hilfskonstruktionen — zu finden, die die anderen und vielleicht auch ihn selbst über gewisse Unstimmigkeiten seines Wesens hinwegtäuschen sollten. Nicht jeder, der *Hoche* zu kennen gemeint hat, wird mir glauben, daß dieser scheinbar so selbstsichere Mann an Hemmungen gelitten hat, daß er innerlich unsicher, ja schüchtern gewesen ist, nur freilich zugleich zu stolz und zu diszipliniert, um das nach außen merken zu lassen. Schon das Mitleid mit seinen Kranken hat er zu verbergen gesucht (immerhin durfte ihm niemand von traurigen Dingen erzählen), und ihn weich zu sehen, hat er wohl niemals einem Menschen erlaubt. Ob er dabei nicht oft zu weit gegangen ist, ob er nicht gelegentlich seine Gefühle nicht bloß zum Entsetzen der anderen, sondern zugleich auch zu seinem eigenen Schaden wirklich erstickt, ob er sich in seiner steten Angst vor quälenden Gemütsbewegungen nicht um sehr viel Wärme, Freundschaft und Liebe gebracht, ob er bei dem dauernden Bemühen, das allgemein Menschliche in sich zu entwickeln, nicht gerade das Menschlichste in sich unterdrückt und sich so unnötig einsam und arm gemacht hat — wer will das wissen? Ich habe über 11 Jahre in *Hoches* engster Umgebung gelebt und ich werde dies immer als eines der größten Geschenke meines Lebens betrachten. Niemals ist auch nur der leiseste Schatten einer Verstimmung zwischen uns gefallen, und doch habe ich vieles von ihm und in ihm mehr erraten müssen als unmittelbar von ihm selber erfahren. Als er aber nach dem Tode seines Sohnes und dem Zusammenbruch von 1918 zuerst auf einer gemeinsamen Eisenbahnfahrt von Baden-Baden nach Freiburg und dann an einem unvergeßlichen Abend in seinem Garten wirklich einmal sehr vieles über sein innerstes Wesen, über seine Trauer und seine Enttäuschung, seine Ängste und Sorgen, seine Skrupel und Zweifel an mich hingeredet hatte, da habe ich das deutliche Gefühl gehabt: hier hat ein Ventil versagt, das eigentlich geschlossen bleiben sollte, und morgen wird es ihm leid tun, daß ein anderer so viel von seinem Inneren weiß. Keiner von uns hat dieses stundenlange Gespräch jemals wieder auch nur mit einem Worte berührt.

So wird man *Hoches* Bild auch für die Nachwelt nicht schöner festhalten können, als er es in den Jahresringen selber getan hat. Schließlich ist ja das Beste, was wir geben können, immer nur das, was wir als Persönlichkeit geben. Die Persönlichkeit aber sinkt, von ganz wenigen begnadeten Ausnahmen abgesehen, mit unserem Leib in das Grab. Wohl tauchen wir Professoren, wenn es gut geht, zuweilen noch einmal in einer Anmerkung auf — unter dem Strich, in ganz kleinem Druck und den Namen in Klammern gesetzt. Daran war *Hoche* nicht das Geringste gelegen. Er war selbstbewußt und hat sich mit nur sehr wenigen Menschen auf eine Stufe gestellt. Er war auch empfänglich für Anerkennung und dankbar für anhängliche Treue. Über den Ehrgeiz mancher Forscher jedoch, ein noch nicht beschriebenes Krankheitsbild, einen neuen Reflex

usw., wie er das ausdrückte: „auf ihren Grabstein zu bringen“, über solche kleinen Gelehrteneitelkeiten hat er sich immer lustig gemacht.

Hoche hat sich überhaupt nicht selten über etwas lustig gemacht, und das hat ihm zu dem Geruch eines Spötters, ja sogar zu dem eines Zynikers verholfen. Aber wirklich zynisch ist er doch nicht gewesen. Er war nur sehr klug, und Klugheit ist den anderen von jeher auf die Nerven gegangen. Dazu hat er eine ausgesprochene Freude an scharf pointierten Formulierungen gehabt, und diese Neigung hat ja schon manchen, vor ihm und nach ihm, zuweilen über das Ziel schießen lassen. Noch häufiger freilich hat er nur mit den herkömmlichen Formen gebrochen. Wenn er z. B. über den Oberarzt eines sehr originellen Chefs an eine Fakultät schrieb, man würde seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit erst beurteilen können, wenn er einmal abgenabelt wäre, oder wenn er in einem anderen Berufungsfall von einem immerhin recht anerkannten Gelehrten meinte, ein intellektueller Preisboxer sei er nun gerade nicht, so hat das auf die Empfänger gelegentlich nicht bloß verblüffend, sondern zuweilen auch wohl verstimmend gewirkt. Aber sehr häufig wurde der Witz doch nur von einem geistvollen Humor getragen. Ich hatte ihm einmal auf seinen Wunsch einen Assistenten abgetreten. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß die beiden Herren nicht harmonierten. Ich habe also dem Assistenten eine andere Stelle verschafft. Die Antwort von *Hoche* kam prompt: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit“.

Der spätere Kaiser Friedrich hat als Kronprinz einmal an *Bismarck* gerügt, daß er selbst bei den ernstesten Anlässen seine „üblichen Scherze“ nicht unterdrücke. Nun *Bismarck* ist trotzdem ein leidlich ernsthafter Mensch gewesen. Dasselbe gilt für *Hoche*. Wer ihn nur nach gelegentlichen Sarkasmen und Witzen beurteilt, bekommt ein ganz falsches Bild. Gewiß hatte er seine eigenen Maßstäbe für das, was man als ernst, wichtig oder gar als heilig ansehen soll. Das heißt aber nicht, daß ihm nichts heilig gewesen wäre. Die Universität, der er auf allen ihren Stufen ein halbes Jahrhundert angehört hat, hat er sehr ernst genommen, und Deutschland ist ihm immer heilig geblieben. Er hat, zum mindesten seit *Bismarcks* Entlassung, wohl zu jeder Regierung, unter der er gelebt hat, innerlich in Opposition gestanden; in seiner heißen Liebe zu Deutschland ist er dadurch niemals schwankend geworden. Er hat entsetzlich unter dem Zusammenbruch von 1918 gelitten — in den letzten Jahren vorher ist er Vorsitzender der badischen Vaterlandspartei gewesen — und er hat bis zum letzten Atemzuge an Deutschlands Sieg in diesem Kriege geglaubt.

Ist *Hoche* glücklich gewesen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß in seiner unendlich reichen Natur unerschöpfliche Glücksmöglichkeiten gelegen haben. Aber diese Natur war zugleich mit qualvollen Widersprüchen belastet, seine Stimmungen wurden häufig durch störende

Gefühle zerrissen, seine Anlagen waren zu vielfältig, als daß er sich nicht in sehr mannigfache Einzelinteressen zersplittert hätte, und von seiner „vorwiegend dialektisch-kritischen Begabung“ hat er selbst gemeint, daß sie allzu leicht dazu führe, sich mit „formalen Scheinergebnissen“ zufrieden zu geben. Dafür hat er als Mensch aus sich herausgeholt, was sich herausholen ließ, und das ist nicht wenig gewesen. „Zweifellos hätte ich für mein Fach mehr leisten können, wenn mir nicht sehr oft die Entwicklung des allgemein Menschlichen in mir mehr am Herzen gelegen hätte als die im engeren Sinne wissenschaftliche Arbeit“, hat er von sich selber gesagt.

Aber kommt es denn darauf, auf die fachliche Leistung, wirklich gar so sehr an? Gewiß mit lauter *Hoches* könnte die Wissenschaft schwerlich bestehen, aber ohne einen *Hoche* hie und da wäre sie doch auch wohl erbarmungslos trocken und dürr. Wenn wir von den ganz großen und deshalb auch ganz seltenen genialen Bahnbrechern absehen (zu denen sich *Hoche* übrigens niemals gerechnet hat), so brauchen wir beides: die fleißigen Arbeitsbienen ebenso wie die geistreichen Dilettanten. Aber was wir noch notwendiger gebrauchen, sind Persönlichkeiten. Man mag *Hoche* lieben oder ablehnen, daß uns in ihm eine ganz einzigartige, trotz aller Widersprüche in sich geschlossene Persönlichkeit beschert worden ist, das muß jeder gefühlt haben, der das Glück gehabt hat, ihn auch nur oberflächlich kennenzulernen. Was von ihm bleiben wird, weiß ich nicht; auch Orchideen bleiben nicht, aber so lange sie da sind, genießen wir sie als ein herrliches Geschenk der Natur.

Oswald Bumke.
